

Bernd Schneid

## **„Komm großer schwarzer Vogel“ – Zum Tode Ludwig Hirschs**

2011

<https://doi.org/10.25969/mediarep/22653>

Veröffentlichungsversion / published version  
Zeitschriftenartikel / journal article

### **Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Schneid, Bernd: „Komm großer schwarzer Vogel“ – Zum Tode Ludwig Hirschs. In: *Medienobservationen*, Jg. 15 (2011). DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/22653>.

### **Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:**

<https://www.medienobservationen.de/2011/schneid-tod-ludwig-hirsch/>

### **Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

### **Terms of use:**

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Bernd Schneid

## ‚Komm großer schwarzer Vogel‘ – Zum Tode Ludwig Hirschs

*Abstract:*

*Der am 28. Februar 1946 geborene österreichische Liedermacher Ludwig Hirsch hat sich am 24. November 2011 das Leben genommen. Seine Texte standen immer in einem durchaus positiven Verhältnis zur eigenen Sterblichkeit und sein ganzes Werk hinterlässt die penible und dissektierte Beobachtung sowohl gesellschaftlicher Verhältnisse als auch psychischer. Nicht nur Österreich, sondern die gesamte deutschsprachige Kulturlandschaft hat einen ihrer großen Liedermacher verloren, dessen Werk es nun wiederzuentdecken gilt.*

Ich kann mich noch gut erinnern, es war im Jahr 1995, meine Freunde und ich haben uns vom englischen Liedgut abgewendet und unseren Horizont erweitert. Wir hörten nicht mehr nur amerikanischen Sodapop, die anschließende New Wave of British Heavy Metal und andere folgende, obskure und mannigfaltige Stilrichtungen, sondern hatten eine große Sehnsucht, Texte in unserer Muttersprache eingehender zu verstehen. Da taten sich auf einmal Welten auf, da entdeckten wir auf einmal *Kraftwerk* und viele andere so genannten *Krautrock*bands, die man überall anders als in Deutschland ob ihrer innovativen, geradezu avantgardistischen Qualitäten schätzte. Und dann war da noch Österreich, wo die Sprachmelodie, der zugleich reizende und ‚gescherte‘ Dialekt und vor allem das Morbide einen tiefen Sog auf uns ausübten, z.B. mit Falco, Wolfgang Ambros, Georg Danzer und vor allem Ludwig Hirsch, der unseren adoleszenten Weltschmerzphantasien einen Raum bot, der einzigartig war. Wir saßen in unseren Zimmern und hörten vor allem ein Album von ihm, dessen Erzählungen wir zu später Stunde immer wieder rezipierten: *Komm großer Schwarzer Vogel* (1979).

Ludwig Hirschs Musik und seine Texte zeichneten sich durch eine sozialkritische, zynische, düstere, nahezu morbide und tief melancholische Brillanz aus, die uns wieder und wieder bewegte. Ludwig

Hirschs Prosa – und das muss bewusst gesagt werden – ist in diesem Sinne grandiose deutsche Literatur. Gerade in einer Zeit in der wir uns als Jugendliche etwas verloren im ‚System‘ fühlten und unseren Platz im Leben zu finden suchten, gegen die Obrigkeit rebellieren wollten und endlich andere Texte als diejenigen unserer Erzieher hören mussten, gingen uns Hirschs Weltuntergangsvisionen unter die Haut. Sein auf diesem Album zu findendes Lied *1928* beeindruckte uns besonders, da es nicht nur die allgemeine Sicht unserer adoleszenten und gar nicht schönen Seelen mit Außerirdischen spiegelte, sondern wie schon früher Steven Spielbergs *E.T. – Der Außerirdische* oder *Unheimliche Begegnung der Dritten Art* für uns immer schon so etwas bedeuteten wie utopische Größenphantasien eines kleinen Jungen, der aus seinem irdischen Jammertal und den Verstrickungen seines Familienromans von freundlichen Außerirdischen endlich abgeholt zu werden begehrt.

In diesem Text mit der erst einmal seltsamen Jahreszahl erzählt ein alter Mann dem Erzähler und lyrischen Ich, dass nach der letzten atomaren Katastrophe, welche die Menschheit auslöscht, hoch zivilisierte Außerirdische auf der Erde landen würden, die als Geschenk Glückspillen dabei hätten, die sie nun nicht mehr verwenden könnten, da sie zu spät gekommen seien. Ihr Wunsch wäre es selbstverständlich gewesen, zu wissen, wer der ‚Mensch‘ sei, der in diesem Sinne nun tatsächlich verschwunden war. Der alte Mann erzählt dem lyrischen Zuhörer schließlich weiter davon, dass diese Außerirdischen unter den Trümmern der verwüsteten Erde einen Filmprojektor mit einem darin eingespannten Film finden würden. Der erzählerische Clou besteht darin, dass dieser Film ein lustiger Disney-Film mit Micky Maus, mit Kater Carlo, Goofy und Donald Duck ist, was die Außerirdischen zu der Überzeugung bringt, dass die Menschheit die Antidepressiva ihrer Spezies gar nicht gebraucht hätte, da sie – wie es im Film sichtbar ist – doch ‚lustig‘ gewesen zu sein scheint. *1928* resümiert damit, dass der Zuhörer, nachdem er die Geschichte des alten Manns auf sich wirken hat lassen, selbst zu erzählen beginnt und folgende Zeilen niederschreibt:

An einem bestimmten Tag, im Jahr 1928, standen sich plötzlich links der seine Pflicht tuende Mond, und rechts die ihre Pflicht tuende Sonne am selben Himmel erstarrt gegenüber. Erschreckt starrten sie sich an und in diesem kurzen Schreckensmoment vergaßen beide nur Bruchteile von Sekunden ihre Pflicht zu tun. Die Folgen waren verheerend. Bitte, dieser Tag sei in alle Ewigkeit verflucht! An diesem Tag wurde die Micky Maus geboren.

So gibt der Jahreszahlentitel nun endlich seinen dramaturgischen Sinn preis, da Walt Disneys und Ub Iwerks Kreation tatsächlich 1928 als Micky Maus im Film *Steamboat Willie* ihren offiziellen Geburtstag hatte. In unserer jugendlichen Rezeption nahmen wir diese Zeilen damals als Beweis, dass wir aus unserer kindlichen Medienbiographie aussteigen mussten, da es, wie Hirschs Texte zeigten, ‚erwachsenere‘ Texte gab, Texte, die uns mehr forderten.

Heute allerdings sehe ich das anders. Denn Ludwig Hirsch hat in diesem Text, wie in allen seinen Liedern, einen doppelten Boden eingebaut. Mag *1928* zuerst eine Kritik am Amerikanismus und der bunten sorgenlosen Werbe- und Konsumwelt aufmachen, erscheint es mir heute vielmehr so, dass Hirsch hinter seiner offensichtlichen Geschichte eine andere erzählt. Nämlich die, dass gerade nach dem Ende der Menschheit immer zwangsweise irgendein Medium übrig bleiben wird, das wie die Hieroglyphen von anzunehmenden Beobachtern anderer Ordnung entschlüsselt werden muss. Das Medium schließlich zeugt von seinen Erfindern, es reflektiert die Subjekte, die es geschaffen haben. Bleibt es allerdings allein, so scheint auch ein einzelnes Medium nicht die Diversität einer Zivilisation, einer Kultur abbilden zu können. Deshalb stellt Hirsch seinen notwendigen Gegenentwurf zur Seite. Denn letztlich benötigt jedes Medium ein weiteres Medium, um die intersubjektiven Verknüpfungen und vor allem Texte der Kultur zu zeigen.

Hirsch hat das in *1928* bravourös aufgezeigt. Im abschließenden Text des lyrischen Ich taucht in der interstellaren Planetenkonstellation der Antagonisten Mond und Sonne schließlich die Urszene des Mangels der kreativen Transformation des Subjekts in die Selbst-Konstitution des Mediums als Erzählung auf. Da Sonne und Mond

ihre Pflicht zu tun vergessen, erscheinen sie wiederum als kosmische Metapher eines Elternpaars, das ihr Kind – die Erde – für einen kurzen Augenblick in die Verlorenheit fallen lässt. Diese Urangst, die sich im Kind unbewusst manifestiert, führt nun allerdings zur kreativen Bewältigung und Verarbeitung einer fiktiven Figur in Form einer kleinen sprechenden Zeichentrickmaus.

Dass aber – und daran erinnert Hirsch – diese einfache bunte Welt der Disney Company irgendwann kritisch reflektiert werden muss, wird in seinen ganzen Texten und Liedern deutlich. Die Morbidität und Zynik von Ludwig Hirsch zeigt unter ihren depressiven Hüllen immer eine Hoffnung auf, die mehr ist als einfacher Eskapismus. Dieses Unbehagen spiegelt sich in einer anderen sprechenden Maus wider, die wohl ebenfalls um 1928 beschrieben wurde. Sie läuft an langen Mauern gegen die Enge der Welt an und hat schließlich Angst, am Ende in die Falle zu laufen. Kafkas *Kleine Fabel* endet mit dem guten Rat der Katze zur Maus, doch einfach in die andere Richtung zu gehen, wo sie flugs von der Katze gefressen wird. Auch Hirschs Texte haben sich immer mit dieser undurchdringlichen Doppelbödigkeit und Ausweglosigkeit ausgezeichnet, die keine Lösungen bieten konnte, sondern lediglich Transformationen und versteckte Hoffnungen.

Dass Hirsch nun freiwillig aus dem Leben schied, fordert umso mehr einen neuen Blick auf seine tiefsinnigen Texte wie z.B. auch das Lied *Komm großer schwarzer Vogel*, wo eine Art Todesphantasie im hoffnungsvollen Hinblick auf ein ‚das gibt’s net‘ aufgenommen wird und mit einer Art positiver Melancholie schließlich angenommen wird. Man möchte sich vorstellen, dass Ludwig Hirsch an diese letzten Worte gedacht hat:

Auf geht’s, mitten in den Himmel eine, nicht traurig sein,  
na, na, na, ist kein Grund zum Traurigsein!  
Ich werd’ singen, ich werd’ lachen, ich werd’ ‚das gibt’s net‘  
schrei’n.  
Ich werd’ endlich kapieren, ich werd’ glücklich sein!